

KARIM EL-GAWHARY  
MATHILDE SCHWABENEDER

# Auf der Flucht

*Reportagen von beiden Seiten des Mittelmeers*



## **Inhalt**

Von der Gnade des Geburtsortes	5
Die Schrecken von Krieg und Vertreibung	13
Auf der Flucht aus Syrien	21
Auf der Flucht im Irak	49
Die Reise der Hoffnung	77
Die Ausbeutung des Elends	107
Das Gesetz des Meeres	125
Großraming: Das Tal nicht im Kopf	155
Und jetzt?	187



## Von der Gnade des Geburtsortes

*Karim El-Gawhary*

Was muss ein Kind erlebt haben, das so etwas zeichnet? Am lila gekritzelten, bedrohlichen Himmel ist schemenhaft ein Flugzeug zu erkennen. Schon deutlicher sind die Bomben zu sehen, die es abwirft. Unten werden schwarze Figuren in Stücke gerissen. Am meisten sticht das Rot ins Auge, der Schwall von Blut, den das Kind mit Wachsmalkreide zwischen abgerissenen Gliedmaßen, Köpfen und um jede einzelne Figur gezeichnet hat.

Das Bild stammt von dem achtjährigen syrischen Flüchtlingskind Abdallah im Libanon und wurde mir in einem Kindergarten in Beirut gezeigt, der ein paar der Kleinen aus dem Nachbarland aufgenommen hat. Viele der syrischen Kinder liefern solche Werke des Grauens ab. Ein Grauen, das sie sich nicht in ihren kleinen Köpfen ausgedacht haben können, sondern das sie zu Papier bringen, weil sie es selbst erlebt haben. Die Zeichnung sagt mehr aus als tausend Berichte aus dem syrischen Krieg, die kaum mehr einer liest. Wovor Abdallah mit seiner Familie geflohen ist, bedarf keiner weiteren Erklärung mehr.

Auf der Flucht war auch die Syrerin Soha, als sie mit ihren vier Töchtern und 160 anderen syrischen Flüchtlingen von der ägyptischen Mittelmeerküste aus auf einem alten Kutter ins Meer stach. Die Gruppe wollte nach Italien. Bereits wenige Kilometer vor der Küste sank das Boot und über-

gab die Flüchtlinge dem Meer. Soha hatte als einzige eine Schwimmweste an. Ihre vier Töchter im Alter zwischen drei und elf Jahren klammerten sich panisch an die Mutter. Die Gruppe drohte unterzugehen, weil die Schwimmweste das Gewicht von fünf Menschen nicht über Wasser halten konnte. Soha war in einer Lage, die sich keine Mutter der Welt vorstellen will. Wenn sie nicht alle ertrinken sollten, musste sie sich entscheiden, welches ihrer Kinder sie loslässt.

Doch Soha konnte und wollte sich nicht entscheiden, strampelte, um über Wasser zu bleiben und wartete ab, was als Nächstes geschehen würde. Als Erstes ließ die dreijährige Haya los und tauchte für immer in den Fluten ab. Ihr folgten Sama und dann Julia in die Tiefe des nächtlichen Meeres. Sechs Stunden später wurde Soha mit ihrer ältesten Tochter Sarah von der ägyptischen Küstenwache aus dem Wasser geborgen. So kam es, dass sie diese Geschichte überhaupt noch erzählen konnte.

Es gibt viele Sohas, von denen wir nie hören werden. Vielleicht sind es solche Geschichten, bei denen man kurz innehalten sollte, um sich Gedanken über die Gnade des eigenen Geburtsortes zu machen und sich zu vergegenwärtigen, dass es reiner Zufall ist, dass der Leser oder die Leserin wahrscheinlich im friedlichen, relativ wohlhabenden Europa geboren wurde. Man hätte genauso gut in Aleppo, Damaskus, Homs oder Mossul das Licht der Welt erblicken können. Und vielleicht würde man dann heute auch eines Nachts im Mittelmeer strampeln und sich dabei überlegen müssen: Welches meiner Kinder lasse ich los? »Ich habe nichts dazu beigetragen, in der Lotterie des Lebens fern von täglichem Kriegshorror und Verfolgung geboren worden zu sein.« Sich das klarzumachen, ist das beste Re-

zept gegen Überheblichkeit und Indifferenz in der gegenwärtigen Flüchtlingsdebatte, in der es keine einfachen Antworten gibt, die aber von einem Grundgefühl der Empathie gegenüber jenen getragen sein sollte, die zur Flucht gezwungen wurden und um deren Geschichten es in diesem Buch geht.

In den ägyptischen sozialen Medien kursierte Anfang Mai 2015 ein fiktiver Abschiedsbrief eines syrischen Flüchtlings, geschrieben bevor er im Mittelmeer ertrunken ist. Darin heißt es: »Danke liebes Meer, du bist der einzige, der mich ohne Visum aufgenommen hat ... und danke liebe Fische, dass ihr mich aufgefressen habt, ohne nach meiner Religion oder nach meinen politischen Verbindungen zu fragen.« Unterscriben: »Wenn ihr das lest, bin ich leider ertrunken.«

Ich musste an diesen Brief denken, als ich im selben Monat auf der Mittelmeerinsel Malta recherchierte und auf dem großen Friedhof in Valletta einen Strauß Blumen auf die Steinplatten eines namenlosen Grabes niederlegte, in dem 24 Menschen ruhen. Die einzigen Leichen von über 700 Flüchtlingen, die zwei Wochen zuvor vor Malta ertrunken waren. Die Sonne brannte auf die Steinplatten, auf denen nur noch ein weiterer, schon vertrockneter Blumenstrauß lag. Es war irgendwie ein passendes, schmuckloses Mahnmal europäischer Flüchtlingspolitik.

Mein Kopf ist voll mit so vielen Flüchtlingen, die ich in den letzten Jahren getroffen habe und deren Geschichten auch der Inhalt dieses Buches sind. Amscha, die Jesidin, die ich in einem kleinen Dorf in der Nähe des kurdischen Dohuk getroffen habe, wohin sie sich vor ihren IS-Peinigern geflüchtet hat, die sie zuvor wie Vieh verkauft und gekauft hatten.

Oder der kleine 13-jährige Ibrahim, dessen Mutter es zwei Wochen zuvor zusammen mit ihm und 140 anderen Flüchtlingen auf einem Kahn von der Küste östlich von Alexandria aus nach Italien schaffen wollte, als die ägyptische Küstenwache das Boot aufbrachte und Ibrahims Mutter direkt neben ihm erschoss. Oder der junge Essam, den ich in einem Hinterzimmer im libanesischen Tripoli getroffen habe, mit mehreren Schusswunden aus dem Krieg in Syrien und einigen Kugeln im Körper, der mir eine seiner Nieren zum Verkauf anbot, um im Gegenzug endlich medizinisch versorgt zu werden. Oft denke ich auch an Majada, das kleine, drei Monate alte, unheimlich süße syrische Baby, das ebenfalls in Tripoli in meinen Armen in einem vertrauten Moment kurz weggenickt war, ohne Sorgen, weil das kleine Mädchen noch keine Ahnung hatte, dass es weder syrische noch libanesishe Papiere besitzt und zumindest bürokratisch auf dieser Welt gar nicht existiert.

Viele Geschichten der Verzweiflung habe ich im Kopf, eine Verzweiflung, die so groß ist, dass die Menschen, die sie mit sich tragen, sich von keiner noch so hohen unsichtbaren Mauer im Mittelmeer werden aufhalten lassen.

Als Korrespondent für die arabische Welt habe ich gleich dreifach mit Flucht zu tun. Da sind die arabischen Länder wie Syrien und der Irak, deren unsagbar brutalen Konflikten die Menschen zu entfliehen suchen. Es sind aber auch arabische Länder, in die die meisten fliehen. Über 90 Prozent der syrischen Flüchtlinge leben heute in den Nachbarländern, also auch im Libanon und in Jordanien, die Flüchtlingszahlen im Verhältnis zur Bevölkerung haben, die man sich in Europa nicht einmal annähernd vorstellen kann. Und es sind die Mittelmeerküsten der arabischen Welt, die

dem Rest als Ausgangspunkt für ihren Traum von einem sichereren und besseren Leben dienen. Es ist unmöglich, in der arabischen Welt dem Thema Flucht zu entfliehen.

Aufgeschrieben habe ich hier Fluchtgeschichten aus den letzten vier Jahren, seit Beginn des Syrienkonfliktes. Vieles davon wirkt so aussichtslos und dramatisch, dass selbst ich als erfahrener Nahostkorrespondent, der aus vielen Kriegen und Krisen in den letzten zwanzig Jahren berichtet hat, manchmal nachts aufwachte, weil mich manche dieser Fluchtgeschichten bis in den Schlaf verfolgten. Insofern ist dieses Buch auch ein Stück Therapie, denn indem man die Geschichten weiterzählen kann, verarbeitet man sie auch selbst. In ihnen steckt aber auch eine große Portion Ohnmacht, darüber zwar berichten zu können, aber auf die einzelnen Schicksale wenig Einfluss zu haben. »Vielen Dank für das Gespräch, lieber Flüchtling«, und dann zieht jeder seinen Weges. Von den meisten, die ich getroffen habe, weiß ich nicht, ob sie heute immer noch im selben Verschlag leben, ob sie im Mittelmeer ertrunken sind oder ob sie inzwischen irgendwo in Europa Schutz gefunden haben. Nur eines weiß ich sicher: In den Orten, von denen die Menschen geflohen sind, in den Hütten, Verschlagen und Lagern, in denen sie nach ihrer Flucht hausten, ist die Lage in den meisten Fällen in den letzten vier Jahren nicht besser, sondern oft sogar noch schlechter geworden.

Vielleicht, weil das alles zu düster ist und auch weil in der aktuellen Flüchtlingsdiskussion von manchen so zynische, manchmal offen rassistische, oft auch einfach nur von Angst getragene Töne angeschlagen werden, war es mir wichtig, dieses gemeinsam mit meiner Kollegin Mathilde Schwabeneder geschriebene Buch mit einem Lichtblick zu

beenden. Schließlich sollen die Leser nicht an dieser Welt verzweifeln. Es ist kein Ende in rosaroten Farben, sondern erzählt die Geschichte eines Dorfes. Frei nach dem Anfangszitat aller Asterix-Bände über die Gallier: »Wir befinden uns im Jahr 2015 n. Chr. Ganz Österreich sieht die Flüchtlinge als Bedrohung. Ganz Österreich? Nein! Ein von unbeugsamen Oberösterreichern bevölkertes Dorf hört nicht auf, hilfsbereit zu sein.« Es war etwas ganz Besonderes für mich, von meiner üblichen Rolle als Auslandskorrespondent in die für mich ungewöhnliche eines Lokalreporters zu schlüpfen und einmal vollkommen abseits meines üblichen Bezirksgebietes für ein paar Tage in das oberösterreichische Biotop von Großraming einzutauchen. Die dortigen Gallier: 2700 Einwohner, 50 Flüchtlinge, ein engagierter Pfarrer und ein ebensolcher Bürgermeister und eine Gruppe unbeugsam menschlicher Ehrenamtlicher, alleingelassen von jeglicher staatlichen Unterstützung und von der Politik. Die modernen Römer hatten sich hier rund um das Dorf nicht in befestigten Lagern hinter Palisaden, sondern eher in den Amtsstuben der nächsten Asylämter verbarrikadiert, angeführt von den Cäsaren visionsloser Politik.

Ich ziehe meinen Hut vor diesem Dorf, das anfangs den Flüchtlingen mit den üblichen Ressentiments begegnete, das aber dann über sich hinausgewachsen ist und »das Tal im Kopf« hinter sich gelassen hat. Die Tage dort haben mir Mut und Hoffnung gegeben, dass eine lange, traumatische Flucht auch in offenen und Zuneigung spendenden Armen enden kann. Die Wahrheit, nicht die bittere, sondern die durchweg gute, ist: Es gibt in Deutschland und Österreich inzwischen viele Großramings, viele gallische Dörfer, auch wenn sich die Medien gerne auf die Negativbeispiele stürzen. Täglich gelebte Hilfsbereitschaft ist eben leiser als die

Schreie der Demagogen. Das Zusammenleben mit Flüchtlingen ist vielerorts inzwischen einfach zur gelebten Normalität geworden, mit allen damit einhergehenden täglichen Höhen und Tiefen für alle Seiten.

Als ich in einem meiner Facebook-Postings wieder einmal die verzweifelte Lage der Flüchtlinge im Mittelmeer beschrieben hatte, bekam ich darauf einen Kommentar, der sich mir eingeprägt hat: »Irgendwann werden mich meine Enkel fragen, was ich damals getan habe, als ich davon wusste, wie viele Menschen täglich bei der Überquerung des Meeres sterben, oder was ich unternommen habe gegen das Unrecht, das Flüchtlingen widerfährt«, schreibt der Facebook-Nutzer Mario Schwaiger und fährt fort: »Soll ich dann sagen: Ich habe moralische Diskussionen mit Leuten geführt, die meinten, das Boot sei voll? Ich fürchte mich vor dem Tag, an dem ich mich rechtfertigen muss.« Dem ist nichts hinzuzufügen.

18. Juni 2015